

[13]

## Unter der Asche.

Roman von F. Waldheim.

Der erste Schnee war gefallen.

Nun stand der Wald taht und einsam. Auf jedem Ast und jedem Zweiglein haftete es wie weiche, blendend kleine Polster und wenn ein Kabe auslog oder ein Eichkätzchen von einem Baumwipfel zum andern sprang, so stäubte der Schnee fein, ganz fein herab. Weit und breit lag die weiße Wunderdecke auf Wiesen und Feldern, auf den Gräbern des Kirchhofes, auf dem Kirchendach und den nach altem Sachsenbrauch mit holzgeschnittenen Pferdeköpfen verzierten Giebeln der Dorfhäuser.

Darauf schien die helle Abendsonne.

„Wie schön, o wie schön!“ sagte Mir.

Adriana schüttelte sich. Sie konnte dies Landleben in keiner Art schön finden.

Die Wintergesellschaften nahmen in der Stadt ihren Anfang; zu einer solchen beim Oberjägermeister v. Grüneich waren sie heute geladen, und Adriana freute sich sehr darauf.

„Ich wünschte, daß du dich mit der distinguirtesten Einfachheit kleidetest!“ bat der Baron.

„Ohne Sorge! Mir selbst liegt viel an einem Erfolge!“ erwiderte sie.

Und als dann am Abend der Baron von Taura mit seinen beiden Damen in den Salons des Oberjägermeisters von Grüneich erschien, da konnte er in der That zuschanden sein mit dem Aufsehen, welches seine schöne Frau erregte.

Adriana trug mit Vorliebe weiß, und es stand ihr auch besser als jede andere Farbe.

„Dies bringt nur eine Frau fertig wie meine, in einem so einfachen Kleide, so vornehm wie eine Fürstin und so schön wie ein Engel auszusehen,“ hatte er stolz gedacht, als er sie sah.

„In der That, diese kleine Baronin hat Chic!“ sagte sich die Wirthin, als sie das Ehepaar begrüßte.

Adriana war viel zu sehr Gesellschaftsdame, als daß sie auch nur eine Sekunde sich befangen gefühlt hätte.

Sie dachte nicht daran, daß man sich in diesem Kreise wundern könne über ihre vollkommene Sicherheit und über diese unbefangene Ruhe, womit sie die Begrüßung machte oder entgegennahm.

Aber wo in solch einer Provinzialstadt die Gesellschaft gewissermaßen ein eisernes Inventar von Spitzen der Behörden darstellt und wo die Sterne dritten und vierten Ranges unweigerlich zu den Planeten der andern werden müssen, da bildet sich im Laufe der Zeit eine Disziplin aus, die zu durchbrechen einen Muth kostet, welcher sich in der Regel nicht oft findet.

Um so frappirender mußte in diesem Kreise Adrianas geradezu souveräne Unbekümmertheit wirken.

Sie machte nicht den leisesten Vorstoß gegen die Etikette, noch hätte ihr die schärfste Kritik einen Mangel an gesellschaftlichem Takt vorwerfen können; sie war völlig die große Dame, aber — war es zu ihrem Unglück mehr als die heimlichen, und noch ehe der Tanz begann, fing man in den Damentreihen schon an zu flüstern.

„Seht nur, wie diese neue Baronin sich aufspielt!“

„Als wäre sie eine Prinzessin!“

„Und dieser alte Adonis, der Hofmarschall! Es ist unerhört, wie er charmiert und den Angenehmen bei ihr macht!“ Die alte Kammerherrin v. Wesdahl war ganz blaß vor Aerger, als sie zu den medisirenden Damen trat.

„So, und nun geht auch noch der Prinz Otto hin! Das ist recht! Verdreht ihr nur den rothen Kopf gleich von vorn herein!“ gestellte sich eine junge Frau aufgeregt zu den vier alten Damen. Diese warfen sich rasch einen verständnißvoll lächelnden Blick zu, welcher der jungen, unvorsichtigen Wittwe nicht entging und ihr das Blut bis in die Stirn trieb.

„Unser lieber Prinz ist ein Schmetterling, theuerste Majorin,

wer weiß das nicht? Alles neue zieht ihn an — fesseln läßt er sich niemals,“ sagte süßlich freundlich mit boshaften Blicken die Obristin v. Flohr.

„Eine entzückende Erscheinung — die echte Stiefmutter, neben welcher die Tochter zum Aschenbrödel herabsinkt,“ bemerkte in einer Herrengruppe ein langer blaßer Lieutenant.

„Gott, welche Umschreibungen für das einfache: Schön ist die Baronesse v. Taura nicht, aber angenehm!“

„Angenehm? Ein dummes Wort! Sie ist ein seltenes Mädchen, denn sie ist natürlich, unverstellt, wahr in jedem Wort und Blick und ein nobler Charakter, wie es die Stieftöchter nicht allzuoft sein sollten!“

„Sie haben recht, Herr v. Stigling, das alles ist Mir v. Taura!“ sagte der Rittmeister Gemming und blickte nicht einmal eine Sekunde hin nach ihr.

„Ja, hätte sie nur Geld, so wäre ich im Stande, ihr meine Freiheit zu opfern!“ betheuerte leichtthin ein anderer Herr.

„Ich denke mir, die schöne Stiefmutter wird sie anständig ausstatten, da könnten Sie sich's ja noch überlegen, lieber Wallwitz.“

So ging auch hier das Gespräch in der üblichen banalen Weise fort. Die beiden Damen v. Taura, Mutter und Tochter, bildeten in der That den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, und von seiten der Herrenwelt äußerte sich dies wie gewöhnlich nicht nur in den beiseite geführten mehr oder minder scharfen Redensarten, sondern auch in dem beiseitigen Bemühen, einen Tanz von der einen oder der anderen zu erbitten.

Adriana fühlte sich, zum erstenmal seit ihrer Verheirathung, wieder ganz sie selbst.

Große festlich geschmückte Salons, Lichterglanz, Puß und kleine Konversation mit all dem anderen Schimmer und Brum der Geselligkeit dieser Art, das war ihr Lebenselement und in dem wirren Durcheinander sah ihr kundiges Auge die vielen Sonnensysteme, um welche allemal ein Chor von Trabanten sich bewegte.

Das zu erkennen, würde ihr auch hier nicht schwer werden, dachte sie. Hatte sie doch schon am heutigen Abend entdeckt, daß auf dem Throne dieser Gesellschaft nicht etwa die freundliche Herrin des Hauses, sondern die alte Gräfin Wallwitz saß, welche mit ihrer suchtschwarzen Perücke und den urfesten und höchst eigenem Zähnen furcht einlösend genug ausfas.

Der Adjutant dieser gestrengen Dame schien das etwa vierzigjährige Fräulein Dinba v. Wesdahl, deren Mutter die geborene v. Schaner war und welche ihrem weiblichen Chef nichts nachgab, jedenfalls aber vor der alten Gräfin noch die scharfen Augen voraus hatte.

Adriana saß in einer Tanzpause lachend und plaudernd auf einem der kleinen Divans, welche hier und dort zwischen Gruppen von Pflanzen standen. Eine ganze Reihe von Herren umgab sie immer; sie interessirte alle, zog sie an durch ihr amüsanter Geplauder und ließ sich von ihnen orientiren über die einzelnen Persönlichkeiten. Ein junger Reiteroffizier erzählte eben:

„Sehen Sie, gnädige Frau, dies alles heute abend ist nur Gespenstergespinnst, oder lassen Sie mich sagen ein holder Zauber, der mit dem ersten Hahnenschrei verfliegt. Morgen früh ist die ganze Feerie spurlos vorbei, Leder und Spinnweben regieren wieder, und nur abends zuweilen darf man hier Mensch sein.“

Wie die beiden lachten und ihre kleinen Maliceen über die Gesellschaft oder einzelne austauschten!

„Na, der arme Taura! Er wird eine nette Portion Toleranz brauchen,“ sagte darüber die Oberstin Flohr zu ihrer Welfsten.

„Ja, ja, die Großstäbterin verleugnet sich nicht,“ sagte das Fräulein und zog die spitzen Schultern in die Höhe.

Aliz v. Taura amüßte sich vortrefflich

Sie war durch die Betheiligung an der Reiter-Quadrille schon bekannt in diesem Kreise geworden, heute brauchte keine der Damen sie in ihrem einfachen, aber immerhin sehr hübschen Ballanzuge zu beneiden, und somit wurde ihr Zartgefühl auch nicht durch Sticheleien oder schnippische Bemerkungen verletzt. Sie verschwand eben in der Menge. Wo es eine solche Fülle von hübschen und eleganten jungen Damen gab, da war sie nur eine der vielen Blumen im Strauß, welche der vollerbblühten Rose, wie Adriana es war, zur Folie dienen.

Aliz' Anspruchslosigkeit im Gegensatz zu der in der That strahlend schönen Stiefmutter gewann ihr mehr und mehr Sympathien, und sie selbst fühlte heute eigentlich zum erstenmal die Freude am Tanz und an dem ganzen fröhlichen Treiben eines Balles.

„Das kommt, weil ich jetzt dich hier habe, ich kam mir, wenn ich in seltenen Fällen einmal zu solch einem Balle ging, mütterlicher als je vor!“ sagte Aliz, als sie einmal während des Abends mit Adriana sprach, und diese dankte ihr das liebe Wort mit derselben Wärme, welche die Stiefmutter ihr entgegenbrachte.

„Es thut einem ordentlich wohl, Fräulein Aliz, Sie so heiter und tanzlustig zu sehen,“ versicherte der Rittmeister Gemming ihr, als sie bei Tische ihre Plätze neben einander eingenommen hatten.

„Ich habe mich in der That noch nie so amüßert wie heute! Mir ist, als sei ein Bann von mir genommen. Gewiß bin ich Ihnen und allen Leuten recht altjüngferlich vorgekommen!“ antwortete Aliz vergnügt.

Es war so angenehm, daß sie beide zusammensaßen, dachte sie dann; Gemming war so nett und verständig, sie plauderte am liebsten mit ihm, und merkwürdig, es fand sich zwischen ihnen auch immer so viel Stoff zur Unterhaltung, und Gemming wußte jedem Gespräch einen Inhalt zu geben.

Er selbst war heute weniger förmlich und viel lebhafter als sonst, sodas auch sie überrascht und lachend zu ihm sagte: „Ich glaube, wir lernen uns heute erst kennen?“ Viel zu schnell ging ihnen die Zeit hin, sie hatten noch nicht die Hälfte von allem durchgesprochen, was sie einander noch hätten sagen mögen.

„Sagen Sie mir aber doch, Fräulein Aliz,“ fragte Gemming zuletzt noch, „was ist denn an dieser famosen Geschichte, die man sich da von dem Professor v. Lußgart erzählt: er habe seiner Mutter Mädchen fast geschlagen, weil es den Namen Gerner's genannt hat?“

„Wie? Das wissen Sie auch schon? Der arme Adolf: Es hat ihn empört, daß die Person die Aufregung seiner Mutter durch aufbegehende Ueberbringeren noch steigerte, da hat er sie vor die Thüre gesetzt. Das ist alles. Er war bei dem Papa und hat es diesem selbst erzählt. Wie man aber doch bei uns jede Kleinigkeit aufbauscht!“ rief Aliz, und dann lachten der Rittmeister und sie über die „Kleinigkeit.“

Schade, daß da schon die Tafel aufgehoben wurde! Aliz amüßte sich so gut.

Und doch seufzte sie. Leo hatte ihr freilich schon seit Jahren geschrieben, sie möge tanzen und vergnügt sein und niemals denken, er verarge ihr das; aber daß sie Braut war, ohne je das Glück des Brautstandes zu empfinden, das wurde ihr heute doch von neuem schmerzlich fühlbar. Ihre Gewissenhaftigkeit ließ sie sich plötzlich ängstlich fragen, ob auch wohl Leo heute zufrieden mit ihr sein würde. So hatte sie niemals eine heitere Stunde im Genuß der Jugendfreude ungetrübt genossen.

Und dann kam plötzlich eine unbegreifliche Traurigkeit über sie. Ach, wie war sie doch so verlassen! Jetzt wurde es beinahe schon ein Jahr, seit er zuletzt jenen Brief schrieb, der ganz gewiß nicht aus seinem Herzen kam. Sie hatte keinem

Menschen davon gesagt, selbst Adolf nicht; dem am wenigsten, denn der war ohnehin so böse auf Leo.

Sollte dieser wohl dem Bruder ähnlich geschrieben haben? Daß Adolf v. Lußgart besonders um ihretwillen dem Fernen bitter grollte, daran dachte sie nicht. Sie hatte noch nie die Empfindung, daß Leo unrecht an ihr thue, sondern alles war nur sein Unglück, das Mißgeschick, welches die Liebe siegreich überwinden würde.

Die Gesellschaft war zu Ende und dann kam der Rückweg; Adriana plauderte dazwischen lachend und animirt von ihren Erlebnissen.

Taura hatte am Spieltisch geessen; nun ja, sie verlangte auch nicht, daß er noch mit ihr tanzte; aber er war doch auch vergnügt gewesen? er bereute doch nicht, daß sie gegangen waren?

Ach nein, er bereute nichts, wenn sie und Aliz sich nur amüßert hatten; aber er hatte verloren, viel Geld im Spiel verloren, es war ein theurer Abend geworden.

„Das schadet nicht, du hast dafür Glück in der Liebe,“ lachte sie, „und gewinnst es das nächste mal zurück.“

Für Dorf Einöb und Umgegend war der diesjährige Winter, obgleich er sich streng genug einstellte, nicht halb so einformig und still wie gewöhnlich. Nie seit Menschengedenken hatte es so viel Neugierigkeiten zu besprechen gegeben von Nachbar zu Nachbar, und wenn die Alten im Dorf aufgeregter dabei erschienen als die Jungen, so erklärte sich das ganz natürlich: sie waren mit dabei gewesen, wie die Geschichte damals, im Jahre Acht- undvierzig, ihren Anfang nahm, und daß sie es erleben sollten, wie jetzt alles herauskäme, das war doch mehr, als einer hätte glauben können.

„Aber freilich, es sollte wohl so kommen,“ sagte die eine Partei der Amtmännin v. Lußgart nach, welche jetzt in der Mühle wohnte und in einer auffallenden und für ihre Freunde geradezu peinlichen Weise ihre Gewohnheiten veränderte, indem sie, die Einsiedlerische, fast Menschencheue, sobald sie erfuhr, es sei einer von den Vollhöfnern aus Dorf oder Umgegend da, in die Müllerstube herabkam und dort mit den Bauern sprach.

Vielleicht war es das Unbehagen an der neuen Wohnung, welches die alte Dame unstät machte. Sie leugnete dies zwar entschieden, aber sich ihr sonderbares Verhalten einfach mit ihrer glühenden Nachsicht zu erklären, dagegen sträubten sich doch alle ihre alten Freunde; indes aus der Mühle, in welcher nach uraltem Brauch sich die Männer gern zu einem Geplauder über Vieh und Kornpreise niedersetzten, bis ihr Korn gemahlen oder aufgeladen war, stammten allerlei Gerüchte, welche über das neue Gemeindeglied von Haus zu Haus umliefen.

Es gab aber auch noch eine andere Partei, und diese stand fest zu dem „Amerikaner,“ der nicht nur ein reicher Mann war — natürlich nannte man ihn schon einen Millionär! — sondern der auch den Leuten etwas zu verdienen gab.

Da waren zunächst Maurer, Zimmerleute, Dachdecker und alle sonstigen Bauhandwerker im Dorf und Umgegend, welche er gegen guten Lohn unter der Aufsicht und Führung tüchtiger Meister beschäftigte.

Weil die ganzen baulichen Veränderungen unter Dach und Fach vor sich gingen, so hemmte der Winter die Arbeiten nicht sehr, und ruhelos war der Doktor Gerner daran, das verfallene Kloster auszubauen, wie es für seine Zwecke passte, indem er die äußeren Reparaturen auf den Frühling verschob. Er selbst hielt sich sehr viel zwischen den Leuten auf; diese sahen ihn öfter mit gespanntem Mienen irgend eine Ecke oder eine besonders dicke Mauer des Klosters untersuchen oder mit seinem Stock, an welchem ein äußerst fester, schwerer Knauf saß, hier und dort klopfen.

„Er sucht wieder,“ flüsternten sich dann die Arbeiter zu.

(Fortf. folgt.)

[3]

## Zwanzig Mark.

Von Ulrich Frank.

„Es ist zu heiß hier, wir wollen das Ende nicht abwarten und den Kaffee draußen trinken“ . . . Damit erhob sich Frau Hatton, mit ihr zugleich ihre Nichte Eva Morgan, während Storkow sich an seinen Nachbar Mißer Frank, der ebenfalls aufgestanden war, mit der Frage wendete, welchen Wein er getrunken habe? . . . „Brauneberger, Mißer Storkow, please“ . . . bei diesem Worte folgte er seiner Mutter. In diesem Augenblicke drehte sich

der Professor zurück, um das Geldstück zu nehmen — — es war verschwunden. Er suchte nach links und rechts, schied die Servietten, die Flaschen, Gläser und Keller beiseite — — es ist nicht da; endlich sieht er Triffl an, die mit völlig gleichmütigem, fast gelangweiltem Gesichtsausdruck vor sich hinblickt, dennoch glaubt er im schelmischen Blinzeln ihrer Augen die Neckeri zu lesen, daß sie das Geld versteckt hat . . . er sieht sie an.



„Gnädiges Fräulein . . . bitte . . . Sie haben . . . Ihr Geld?“ fährt sie auf und springt empor, „ich habe es faktisch nicht, Herr Lieutenant . . .“ — und damit verläßt auch sie den Speiseaal.

Nochmals beginnt Storkow nach allen Richtungen zu suchen. Er greift in Rock- und Westentaschen, ob er es nicht dort lose hineingelegt habe — nichts! Wieder werden alle Gerätschaften im Umkreise der von der Gesellschaft eingenommenen Blöße untersucht — nichts! Eine peinliche Verlegenheit malt sich auf seinem Gesicht. Der Oberkellner, der das Geld einzieht, noch bevor Butter und Käse gereicht werden, sodas alle Gäste noch am Tische sitzen, kommt näher und immer näher — — — Storkow zieht sein Portemonnaie nochmals hervor, vielleicht hat er das Goldstück wieder zurückgelegt, und wie er es weit öffnet, erkennt Sofia, die unwillkürlich hinüberblickt — — — das es nicht darin ist und — was schlimmer ist, daß auch kein zweites sich in dem Portemonnaie befindet. Ihre Verlegenheit und Angst ist fast nicht geringer als die seine — — — in jedem Moment kann der Kellner kommen und dann diese Beschämung, diese Lächerlichkeit, nicht bezahlen zu können, diese Demüthigung, von den hochmüthigen, gelbstolzen Amerikanern das Geld verlangen, hereinholen zu müssen, das er für sie auslegen sollte . . . Sie empfand in ihre stolze Seele hinein die Blamage, die ihm bevorstand; all das Leid und die Kränkung, die sie um feinetwillen erduldet hatte waren vergessen. Zerstreut nahm sie das Geldbeutelchen in Empfang, das die Mutter ihr gab, damit sie bezahle; sie sah nur, wie er sich nochmals zur Erde bückte, um dort zu suchen, da — ein Gedanke! Rasch entnahm sie dem Portemonnaie ein Zwanzigmarkstück und schob es hastig unter die Serviette ihres Gegenübers — — — als Assessor v. Storkow seinen suchenden Blick von der Erde wieder erhob und wie resignirt von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen die Serviette zurückschob, um sich, ohne zu bezahlen zu erheben, sah er das blizende Gold vor sich. In diesem Augenblick kam der Oberkellner heran.

Storkow hatte die Situation sofort durchschaut — — aber er berücksichtigte die Rechnung, ohne eine Miene zu verziehen oder gar ein Wort zu sagen — — — Während nun auch Sofia ihre Converz und ihren Wein bezahlte, kam lachend Trifly zurück und hielt dem Assessor ein Zwanzigmarkstück hin.

„Ich habe es doch genommen — — — Herr Lieutenant! . . . hier ist es.“

„Sie scherzen, mein Fräulein, das ist nicht möglich . . . Ich habe das Geld soeben hier unter meiner Serviette gefunden.“

„Aber ich . . .“

„Faktisch, mein Fräulein! Das Goldstück lag hier, bitte, behalten Sie das Übrige.“ . . . Mit leichter Verneigung hatte Sofia sich erhoben, ihre Mutter machte eine ceremoniösere Verbeugung und beide verließen die Tafel. Trifly starrte Storkow groß an. In ihren Augen blitzten Thränen des Bornes und der Scham.

„But, Mister Storkow, I assure you!“ . . .

„Never mind, Miss Hatton!“ . . . er verbeugte sich, und wüthend mit dem Fuße aufstampfend stürzte das Mädchen aus dem Saal. — — Die Familie Hatton trank heute ihren Kaffee allein, und Miß Trifly hatte Zeit, über den Unterschied zwischen deutschen Zwanzig-Markstücken und amerikanischen Dollars nachzudenken.

Am Abende desselben Tages saßen Frau v. Rhoden und ihre Tochter auf der Landungsbrücke und schauten auf das in nächstliches Dunkel gehüllte Meer hinaus und nach dem glühenden Sternenhimmel empor, als plötzlich aus der Dunkelheit eine hohe Männergestalt vor ihnen auftauchte.

„D, mein Fräulein, gestatten Sie, daß ich Ihnen danke. Sie ahnen nicht, was Sie für mich gethan haben. Es war nicht bloß die momentane Verlegenheit, aus der Sie mich befreit haben, Sie haben mir einen Dienst für's Leben erwiesen! Dieser kokette, rücksichtslose und taktlose amerikanische Uebermuth fand eine Grenze an deutscher Klugheit, Würde und Güte!“

„Herr v. Storkow, Sie überschätzen den kleinen, selbstverständlichen Eingriff“ . . .

„Bitte, bitte, sprechen Sie nicht so, Fräulein v. Rhoden . . . denn dann zürnen Sie mir noch und Sie sollen, Sie dürfen mit nicht zürnen! — — D, bitte, gnädige Frau, seien Sie meine Fürsprecherin . . . Es war ja abscheulich und dumm und un-erhört und . . . und . . . o, alles, was Sie wollen, ich gebe alles zu, aber vergeben Sie! Sie wissen gar nicht, wie dieses Freie, Hochmüthige — Selbstbewußte, dieses kokette, Uebermüthige, Launenhafte reizt und blendet — aber nur für kurze Zeit — — man kommt zur Besinnung und das danke ich Ihnen, und Sie werden Ihr Rettungswerk vollenden. . . sonst — — sonst stürze ich mich von hier in den Ocean“ . . .

In leiser, ahnungsvoller Freudigkeit empfand sie seine Worte . . . Da war er in seiner Frische und seinem Freimuth, die sie zuerst zu ihm hingezogen hatten . . . was vergiebt ein zärtliches Mädchenherz nicht Alles?

„Und der breite Binslestrich auf dem Wilde, ist er noch da?“

„Ja!“

Er sprang nicht in den Ocean, sondern saß wenige Minuten später neben ihr — — dicht, ganz dicht, und sie sahen beide zum sternbesäeten Himmel hinauf, mit seinen im Spätkommer besonders starken Sternschnuppenfällen, und als so ein leuchtender Punkt plötzlich niederfiel, da ging durch Weiber Gedanken das Wortlein: „Glück! Er aber sagte: „Wir haben Beide dasselbe gedacht!“

Als einige Tage später der Regierungsassessor und Premierlieutenant Adalbert von Storkow bei der Frau Majorin von Rhoden um die Hand ihrer Tochter warb, da sagte diese: „Aber, mein lieber Assessor, Sofia hat kein Vermögen“ . . .

„D, beste, verehrte Frau von Rhoden, wenn ich auch nicht gerade reich bin, aber mein kleines Gut Wiffo bei Stargard, wo ich im Sommer mit meiner Frau und meiner Schwiegermutter wohnen werde, giebt eine hübsche Rente und ich hoffe, Carriere zu machen . . . so ein Landrath“ . . .

„Aber“ . . .

„Kein Aber, gnädige Frau. Sofia bringt ihrem Gatten die herrlichsten Gaben: Eine vornehme, reine Seele, ein gutes, adliges Herz, die vollendetsten Lebensformen, die höchste Bildung, die köstlichsten Talente“ . . .

„Und zwanzig Mark als Mitgift!“ sagte die Majorin gerührt lächelnd, und reichte ihrem künftigen Schwiegersohn die Hand.

## Bunte Zeitung.

\* **Eine seltsame Sparrasse.** In dem Städtchen Derry in Westmoreland County, Pa., so erzählt die Newyorker Handelszeitung, starb kürzlich ein tugendames älteres deutschpennsylvanisches Mädchen, Maggie Schutt mit Namen. Seit vielen Jahren hatte sie fleißig gearbeitet, ebenso fleißig gepart und eingezogen gelebt. Sie ging stets propre gekleidet und machte mit ihren ründlichen Formen trotz ihrer 56 Jahre einen ganz stattlichen Eindruck. Als sie nun das Zeitliche gelehrt hatte, waren ihre Angehörigen und Freundinnen ziemlich enttäuscht, als sie beim Aufräumen des Stübchens nur einfachen Hausrath, aber kein Bankbuch, überhaupt nichts von Werth fanden. Unter anderem alten Kram kam schließlich eine schön gewölbte „Tournaire“ zum Vorschein, die die Verstorbene bei Lebzeiten stets an dem ihm von der Mode angewiesenen Ort zu tragen pflegte, und die es erklärlich machte, warum Maggie trotz ihrer unregulären Lebensgewohnheiten sich in der Rücksicht immer so pompös ausnahm. Lachend ergriff einer der dienstbaren Geister den diskreten Toiletteartikel, um ihn zu dem übrigen Kram zu werfen; doch betroffen hielt er inne, denn das Ding war auffallend schwer; neugierig griff sie nach der Scheere, um dasselbe einer genaueren Inspektion zu unterziehen, und siehe da, „es erhob sich ein Getöse wie von güldenen Denaren.“ Nachdem einige Mächte aufgetrennt waren, vollten der erlauteten Forcherin die „Eagles“ und „Doppel-Eagles“, die zehn- und Zwanzig-Dollar-Goldstücke, sorgsam eingewickelt in Zwanzig- und Fünzig- und Hundert-Dollar-„Greenbacks“ nur so in den Schooß; als das Ungehim von „Buffle“ ganz entleert und die Gold- und Papier-Gäutchen gehörig sortirt waren, ergab sich, daß dasselbe nahe an neuntauend baare Dollars enthalten hatte. Wer war

glücklicher, als die bejahrten zwei Schwestern der Verstorbenen, denen der ungeahnte Mammon zufiel. Der „Buffle“ aber wird fortan in der Familie Schutt hoch in Ehren gehalten, mit Seide und Sammt überzogen, mit zierlichen Bandschleifen geschmückt und zum Andenken an die runde Maggie auf Kinder und Kindesfinder vererbt werden.

\* **Eine schöne „Legende“** ist wiederum zerstört worden. Im Museum der Akademie der Wissenschaften zu Paris, in der Abtheilung für Anthropologie, befindet sich ein Schädel, welcher nach einer darauf geklebten Aufschrift und nach dem Kataloge der Schädel des Montezuma, des letzten mexikanischen Kaisers, sein soll. Montezuma starb am 30. Juni 1521, drei Tage nach dem Kampfe, welchen seine in der Festung eingeschlossenen Unterthanen gegen die Spanier geliefert hatten. Der Kaiser soll damals durch einen Schleuderstein, der seinen Kopf traf, verwundet worden und an der Wunde gestorben sein. Nun hat Hr. Hamy in Paris die angeblich durch den Stein getroffene Stelle des Schädels untersucht, und das Resultat dieser Untersuchung ist, daß die Verwundung zur Zeit, als das Individuum, dem der Schädel angehört, starb, durchaus nicht mehr „risch“ gewesen sein kann; außerdem ist die Vertiefung nicht durch einen Steinwurf hervorgerufen, sondern jedenfalls durch einen mit Wucht geführten Säbelhieb. Schließlich — und das ist das Originellste an der ganzen Sache — gehört der angeblich so alte, königliche Schädel wahrscheinlich einem aus Suebia stammenden Weitzen an, der während der französischen Belagerung in Vera-Cruz gestorben ist. Der Schädel wurde damals von einem Militärarzt an das Museum gesandt. Die interessante anthropologische Untersuchung hat aber außerdem noch ergeben, — daß der innere Hirnbodenknochen gar nicht zu dem Schädel gehört, sondern ihm einfach eingefügt wurde und jedenfalls „europäischen Ursprungs“ ist.

**Ueber die Selbstmorde in Preußen und ihre Ursachen** veröffentlicht die „Statist. Korresp.“ eine vergleichende Uebersicht, die sich auf die Jahre 1883–89 erstreckt. Nachdem das Jahr 1888 die kleinste Zahl der Selbstmorde in Preußen seit 1883 aufzuweisen hatte, ist 1889 zwar wieder eine Zunahme eingetreten; dieselbe war indess so gering, daß auch das Jahr 1889 in dieser Beziehung hinter den Jahren 1883–87 zurückblieb. Durch Selbstmord starben nämlich in Preußen 1883 6171 Personen (4933 männl., 1238 weibl.), 1884 5900 (4691 m., 1209 w.), 1885 6023 (4811 m., 1212 w.), 1886 6212 (5047 m., 1165 w.), 1887 5898 (4703 m., 1195 w.), 1888 5393 (4255 m., 1138 w.), 1889 5615 (4430 m., 1185 w.). Es gehen hiernach alljährlich ungefähr viermal so viel Männer wie Frauen freiwillig in den Tod; im übrigen hat sich die bemerkenswerthe Abnahme in der Selbstmordneigung der Bevölkerung mehr bei dem männlichen als bei dem weiblichen Geschlechte gezeigt. In den einzelnen Provinzen des preussischen Staates stellt sich die Gesamtzahl der Selbstmorde der Civilbevölkerung, wie folgt: Ostpreußen 290, Westpreußen 139, Stadtfrei Berlin 425, Brandenburg 720, Pommern 247, Polen 159, Schlesien 969, Sachsen 693, Schleswig-Holstein 367, Hannover 468, Westfalen 219, Hessen-Kassau 321, Rheinland 445 und Hohenzollern 8. Obgleich die Rheinprovinz die volkreichste Provinz Preußens ist und Schlesien erst an zweiter Stelle folgt, hatte letzteres dennoch im Jahre 1889 bei weitem die größte Zahl der Selbstmorde unter den preussischen Provinzen aufzuweisen; die Rheinprovinz folgte erst an fünfter Stelle hinter Schlesien, Brandenburg, Sachsen und Hannover. Ungefähr ein Viertel aller Selbstmorde wird durch Geisteskrankheiten herbeigeführt, während die größte Zahl der übrigen gleichfalls auf mehr oder weniger psychologisch einwirkenden Gründen, darunter Lebensüberdruß, Alter, Kummer, Neude, Scham usw., beruht. Nicht unerhebliche Unterschiede treten hierbei aber hervor, wenn man die beiden Geschlechter trennt. Dann ergibt sich, daß Geisteskrankheit als Selbstmordursache bei den Frauen erheblich öfter als bei den Männern auftritt; sodann bilden bei letzteren Lebensüberdruß, Alter und Kummer einen wesentlich häufigeren Grund zur Selbsttötung als bei ersteren, während eben diese wegen körperlicher Leiden, Leidenschaften, auch wegen Trauer in größerer Zahl freiwillig aus dem Leben scheiden als die Männer.

**Die Hunde** werden im Heere nicht nur als Ueberbringer von militärischen Meldungen u. benutzt, sondern neuerdings auch in der Pflege der im Felde verwundeten Krieger abgerichtet. Ein kürzlich bei einem Jägerbataillon eingezogen gewesener Forstmann berichtet darüber der „Schl. Btg.“ folgendes: Es handelt sich im Ernstfalle darum, daß die Hunde die im Gefecht verwundeten Krieger, welche im Walde oder in einem coupirten Terrain vereinzelt umherliegen, auffinden. Um dies zu üben, muß eine Anzahl von Mannschaften zerstreut im Terrain sich verstreut niederlegen und sich nicht rühren, das Gesicht dem Erdboden zugekehrt. Die Hunde haben die Aufgabe, diese „Verwundeten“ aufzuspielen. Wenn sie einen solchen gefunden haben, legen sie sich mit den Vorderpfoten auf ihn und fangen an zu bellen, wodurch sie den Krankenträgern den Ort anzeigen. Der Hund bleibt so lange bellend bei dem Verwundeten — was man auf der Jagd bei Wild bekanntlich „tot verbellend“ nennt, eine Eigenschaft, welche bei Jagdhunden sehr geschätzt wird — bis die Krankenträger zur Hilfe eilenden sind. Jede Compagnie der Lübbener Jäger hat etwa zwölf solcher abgerichteter Hunde. Es werden ausschließlich Schäferhunde und Eizze dazu verwandt, nicht Hühner- oder sonstige Jagdhunde, weil letztere durch ihren Hang zur Jagd beim Ansuchen von Verwundeten in wald- und wildreichem Gebiet oft von ihrer Aufgabe abgelockt würden.

**Uebertrumpft.** A.: „Mein Onkel ist so empfindlich gegen Zug, daß er nicht einmal an einer offenen Thür sitzen kann, wenn auch beide Räume gleichmäßig durchwärmt sind.“ — B.: „O, das ist noch gar nichts! Unsere alte Gouvernante fürchtete sich schon zu erkälten, wenn Einer — gähnte.“

**Militärische Kürze.** Lieutenant A.: „Sieh da! Wohl Photographum von Fräulein Braut?“ — Lieutenant B.: „Ja! Will das Bild eben meinem Papa schicken!“ — A.: „Ohne Begleitfotografen?“ — B.: „Machen wir kürzer! Werbe Brief ein-tach mit hunderttausend Mark beklarkten!“



### Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Einem Wunsche der Kaiserin Friedrich entsprechend hat der König von Italien angeordnet, daß fünfzehn der hervorragendsten Bilder der königlichen Sammlung der internationalen Kunst-Ausstellung nach Berlin abgeleant werden. Die Wahl der Kunstwerke ist mit Ermächtigung des Königs von Prof. Hertel getroffen worden.

— Dr. phil. Haase von Königsberg geht demnächst nach Siam, um an der dortigen Hochschule als Professor zu wirken.

— In seinem Testament hat Prinz Jerome Napoleon von seinen Briefschaften gesagt, daß durch dieselben gar viele Punkte der Zeitgeschichte aufgeklärt werden. Beim Ausbruch des Krieges 1870 hatte er den wichtigsten Teil seiner Papiere nach London schaffen lassen, was gut war, denn sonst wären sie lammt den übrigen und seiner Bibliothek im Palais Royal der Commune zur Beute geworden. Von London ließ er sie nach Brangins schaffen, wo er sie musterhaft geordnet hielt. Es sind, wie gemeldet wird, Briefe Bismarck's, Cabour's auch Crisp's darunter, ferner solche Kossuth's, außerdem der Briefwechsel mit vielen anderen maßgebenden Persönlichkeiten, sodann bis jetzt unedirte Schriftstücke von Napoleon I.

— Aus Paris wird gemeldet: Der Salon des Marsfeldes, der am 15. d. M. eröffnet wird, enthält 936 Gemälde und 150 Bildbauerarbeiten. Die Nationale Künstlergesellschaft stellt Meissoniers Gemälde „Die Barricade“ aus. Das Bild wird mit schwarzem Crepe umhüllt und von goldenen Palmen umgeben sein.

— Als Gast des Vatikans weist gegenwärtig in Rom einer der Direktoren der berühmten münchener Fabrik für Glas-malerei. Seine Reise hat den Zweck, dem Papste zu erklären, daß die Fabrik sich anheischig mache, die bei der Pulverexplosion zertrümmerten kolossalen Scheiben des Vatikans wieder, wie sie gewesen, herzustellen.

— Der diesjährige Kongress der Ophthalmologen wird vom 13. bis 17. Sept. in Heidelberg abgehalten werden.

— Wilhelm Steinig, der größte der lebenden Schachspieler, wird in wenigen Monaten das fünfundsünfzig-jährige Jubiläum als Champion-Schachspieler der Welt feiern! Seitdem er 1866 in glorreichem Einzelkampf den genialen Andersen schlug, blieb er — unbefiegt in allen Kämpfen!

— Friedrich Haase hat mit seinem zwölf Abende umfassenden Gastspiel am „Leising-Theater“ in Berlin in der Zeit vom 18. April bis 2. Mai eine Gesamt-Brutto-Einnahme von 37,878 M. erzielt. Die vorletzte Gastvorstellung „Königs-lieutenant“ fand zu Gunsten des Vereins „Berliner Presse“ statt. Der Künstler hat den aus dieser Vorstellung nach Abzug der Kosten für ihn erübrigten Anteil von 960 M. dem Verein „Berliner Presse“ überwiesen.

— In Arams (Tirol) wird gegenwärtig an Sonntagen nachm. ein biblisches „Spiel“ betitelt „Jofef und seine Brüder“, aufgeführt. Der Ort des Spiels ist eine Scheune, die Alteure sind Dorfbewohner, Knaben und Männer; Frauenrollen giebt es nicht. Das Stück behandelt die Geschichte Jofes's mit mancher echt volkstümlichen Wendung und Ausdrucksweise. Auch der Teufel darf nicht fehlen, dessen Auftreten ein höllisches Feuerwerk — er selbst raucht auch eine Kaketten-Cigarre — begleitet. Die Handlung besteht aus mehreren Abtheilungen, deren jede durch ein das Folgende voraus anzeigendes lebendes Bild eingeleitet wird; den erläuternden Text hierzu singt unter Harmoniumspiel ein Knabe als Genius.

— In Oberndorf bei Füssen im Allgäu fand am 3. Mat, wie von seiner Zeit schon gemeldet, die erste Aufführung des Volkschauspiels „Andreas Hofer“ mit gutem Erfolge statt. Wie die „Münch. N. N.“ glauben, sind die Kostüme nach Reliquien aus dem Befreiungskriege angefertigt. Die Aufführung fand unter freiem Himmel statt; am Spiele waren 350 Personen theilhaftig. Die nächsten Aufführungen sind auf den 10. und 18. Mai angesetzt.

— Richard Wagners „Siegfried“ wird noch im Laufe des Monats Juni in London in der von August Harris im Covent-garden geleiteten italienischen Oper in italienischer Sprache zur Aufführung gelangen.

— Für das in Athen nach Muster des Théâtre français geplante Griechische Schauspielhaus ist bereits eine Million aufgebracht. Das Theater wird unter staatlicher Verwaltung stehen und von einem artistischen Direktor, welcher mit den finanziellen Angelegenheiten nichts zu thun hat, geleitet werden.

**Im Verlage von Hugo Klein in Barmen wird, wie wir hören, aus der Feder von D. Vorhard-Ummendorf demnächst erscheinen: „Das Sperrgelder-Gesetz und der Kampf mit Rom.“ Inhalt: 1. Das Revolutionsjahr 1848; 2. Das Vaticanum; 3. Der Kulturkampf; 4. Der Kampf auf dem Brandenburger Sande“, ein Trauerspiel in fünf Akten. Wir machen auf die zeitgemäße Arbeit das leiende Publikum schon heute besonders aufmerksam und hoffen nach Erscheinen auf dieselbe zurückzukommen.**

**Aus der Geschichte der Herzlande von F. Günther. Viertes Bändchen. (Aus der Zeit der sächsischen Kaiser.) Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior) 1891. geb. 1 M.**